

Sorgenkind

Wo sind die Eltern?

Peter Härtling ergreift Partei

Natürlich klingt das wie eine tröstliche Utopie: Ein Junge, knapp dreizehn, wird von seinen Eltern habituell allein gelassen. Doch das macht nichts, denn sämtliche Nachbarn des Mietshauses im Frankfurter Bahnhofsviertel kümmern sich um Paul, der dadurch zum romantitelgebenden „Hauskind“ avanciert. Und alles wird gut.

Die Räuberfamilie ist in „Alles Familie!“ erst der Anfang. „Das Kind der neuen Freundin vom Bruder von Papas früherer Frau und anderen Verwandten“ lautet der Untertitel des Buchs von Alexandra Maxeiner, das Anke Kuhl mit quirligen Beispielbildern illustriert hat. Den Autorinnen

wünscht und dabei seine Sehnsucht in Aggression kleidet, wo sie in Enttäuschung umschlägt.

Härtlings Experiment geht also nicht von der Hausgemeinschaft und ihrer tatsächlich immensen Gutherzigkeit aus, sondern von einem Verlust, den es auszugleichen, einer Not, die es zu lindern gilt. Und liest man das Buch auf diese Weise, dann wird man nicht leicht seinen Frieden machen mit all dem, was hier geschildert wird: Wie soll sich ein Kind verhalten, das eine Sechskinderfamilie nach Hause bringt und niemanden hat, der ihm den Brief der Lehrerin unterschreibt? Das auf die E-Mails seiner Mutter wartet, als



Ute Krause:
„Wann gehen die wieder?“

Bloomsbury Berlin Verlag, Berlin 2010, 32 S., geb., 13,90 €. Ab 5 J.

gäbe es nichts anderes, und dann mit Zeilen abgespeist wird, die von der Schönheit New Yorks erzählen und davon, dass das leider wirklich keine Stadt für Kinder sei?

Am Ende muss Paul damit klar kommen, dass sich seine Eltern scheiden lassen. Und damit, dass sein Vater all dem nicht mehr gewachsen ist und einige Zeit in der Psychiatrie verbringen muss. Derlei gleicht keine Hausgemeinschaft aus, sicher. Aber sie kann es ja wenigstens versuchen. (Peter Härtling: „Paul, das Hauskind.“ Roman. Verlag Beltz & Gelberg, Weinheim 2010. 181 S., geb., 12,95 €. Ab 11 J.)

TILMAN SPRECKELSEN

... lässt sich mit etwas Mühe Positives abgewinnen. Die Komposition zeigt einen gewissen Purismus, weil man sich bei den Avocadostrifen auf das Zerschneiden und bei den Crevetten auf das Garen beschränkt hat. Ein matter Auftakt? Diese Qualifizierung wäre nicht korrekt, weil untertrieben. Aber es macht nichts, weil sozusagen die kulinarische Unterhaltung stimmt – in diesem Falle durch die gute Sicht auf die Hauptgerichte des wiederum amerikanischen Paars am Nebentisch. Die Dame beschäftigt sich mit einem Confit aus Entenkeulen, die irgendwie schwärzlich dekoriert wirken, aber wohl geschmacklich nicht recht zufriedenstellen – man beschränkt sich aber auf den Salat und beschwert sich nicht. Später wird der Service den Teller ohne jeden Kommentar abräumen.

Der Herr hat das Rinderfilet mit Sauce béarnaise gewählt. Im Innern rosa, in der Form allerdings eher einem Klumpen ähnelnd. Diese Formgebung unterstützt die Küche, weil es einerseits kaum möglich ist, so etwas durchzugaren, andererseits deshalb bei der Garung gewisse Freiräume lässt.

... Drumherum ganz exquisit, die Literaten und Künstler, die hier waren und immer noch auftauchen, und das von der Gastronomie regelrecht durchdrungene Pariser Leben der etwas besseren Kreise aller Couleurs. Wo das Essen nicht wirklich wichtig, aber immerhin eine Art Grundierung ist, die beim Auftragen der weiteren Schichten schon eine wichtige Rolle spielt.

Man geht besänftigt, muss aber noch über die Bühne. Im vorderen Raum, in den man von der Straße aus hineinblicken kann, sieht es aus wie in einer barocken Inszenierung des Pariser Lebens: eng, üppig und laut. Prätig die wallenden Mähnen der Kunstverständigen, markant die Profile, tief ausgeschnitten die Kleider, tief gefärbt die Haare. Recht so! Da ist kein Platz für amerikanische Kinder und all die Zufälligen oder – schlimmer noch – Unauffälligen. Insofern ist man hier doch eine Art gastronomisches Vorbild. In der Brasserie Lipp wird exemplarisch und mit großer Präzision gezeigt, wie weit man den kulinarischen Aufwand senken kann, wenn nur die brimborialen Zusammenhänge stimmen.

JÜRGEN DOLLASE

Neue Sachbücher

Wenn Hormone fluten, Hirnbilder funkeln und Thesen immer steiler werden

Ein Blick auf populärwissenschaftliche Aufbereitungen der Unterschiede zwischen den Geschlechtern: Cordelia Fine holt die Neurowissenschaften auf den Teppich

Die Widersacher der „political correctness“ halten es sich immer zugute, anders als ihre Gegner der ungeschminkten Wahrheit ins Gesicht blicken zu können und sich nicht von gutgemeinten, doch naiven Wunschbildern verlocken zu lassen. Diese stolzen Antagonisten des Multikulti-, Öko- oder Gleichberechtigungstages finden Bestätigung für ihre Haltung gern in den keine Zweifel erlaubenden Erkenntnissen der Naturwissenschaften und in der schnörkellosen, transparenten Sprache nackter Zahlen und Statistiken.

Die vorgeblich biologisch fundierten Unterschiede zwischen den Geschlechtern bieten ein gutes Beispiel für dieses Muster. Sie sind eine Konstante in gesellschafts- und sozialpolitischen Debatten: Jungs seien nun mal Rabauken, da sie als Föten einer Testosteronflut ausgesetzt seien, und die Schulpolitik dürfe diese Erkenntnis nicht ignorieren; „Gender Mainstreaming“ sei eine fast schon totalitäre Umerziehungsmaßnahme, die natürliche Identitäten zerstöre; und wenn es um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie geht, werden immer noch fast ausschließlich Frauen angesprochen. Diese Faszinationskraft vermeintlich natürlicher Unterschiede wird genährt und verstärkt von

Autoren wie Louann Brizendine, Susan Pinker, Leonard Sax oder Simon Baron-Cohen, die in ihren ins Deutsche übersetzten Büchern mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen ein traditionelles Rollenverständnis – empathiebegabte



Cordelia Fine:
„Delusions of Gender“
The Real Science Behind Sex Difference.

Icon Books, London
2010. 338 S., geb.,
19,99 €

Frauen und konkurrenzgierige Männer – untermauern.

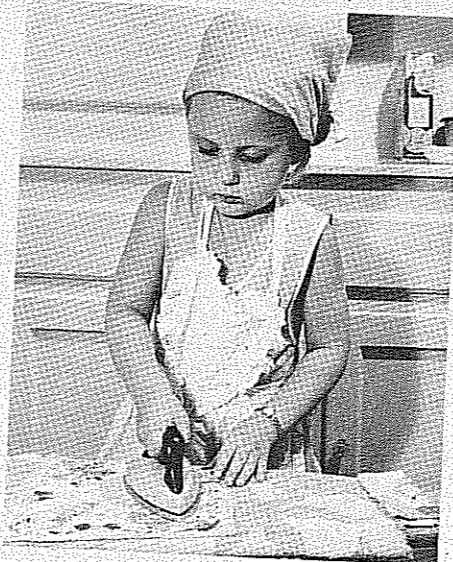
Bei genauerem Hinsehen aber stellt sich heraus, dass sich die illusionsfreien, politisch inkorrekten Standpunkte meist auf schlechte oder unbedacht und oberflächlich gedeutete Wissenschaft berufen. Die Psychologin Cordelia Fine nimmt in ihrem Buch nun genüsslich die pseudowissenschaftlichen Geschlechtertheorien von Brizendine, Baron-Cohen, Sax und Konsorten auseinander. Dabei

entsteht ein wenig schmeichelhaftes Bild der populärwissenschaftlichen Literatur – und auch mancher Aktivität in wissenschaftlichen Labors. Die Anmaßung, mit der von diesen Autoren weitreichende Folgerungen aus hauchdünnen Belegen gezogen werden, kann dem Leser die Sprache verschlagen.

Experimente in Baron-Cohens Labor, die angeblich zeigten, dass weibliche Kleinkinder mehr Empathie zeigen als männliche, waren dermaßen schlampig durchgeführt, dass sie wertlos sind, und der Mythos der fötalen Testosteronflut, die ein „männliches Gehirn“ erzeugt, beruht auf äußerst zweifelhaften Extrapolationen von Ratten auf Menschen. Tierstudien, in denen ein großes Arsenal an experimentellen Methoden angewendet werden kann, zeichnen ein immer komplexer und zunehmend undurchschaubar werdendes Bild der Zusammenhänge zwischen Hormonwirkung, Gehirnstruktur und Verhalten. Die einfachen, linearen Abhängigkeiten zur Erklärung menschlichen Verhaltens, die in der populärwissenschaftlichen Literatur Konjunktur haben, entbehren jeder Grundlage.

Louann Brizendine ist ein besonders dankbares Ziel für Fines spöttische, aber immer fundierte Kritik (F.A.Z. vom

24. August). Brizendine stützt ihre Behauptungen zu männlichen und weiblichen Gehirnen stets mit einer Flut von Belegen aus der Fachliteratur. Aber wehe, man liest dort nach: Nur in den seltensten Fällen haben diese Belege tatsächlich etwas mit den Behauptungen zu tun. Mal



Rollenspiel mit Effekt, vielleicht auch ohne Hirnforschung zu erklären

Foto SVT-Bild

handelt es sich um Studien, die nur an Männern oder nur an Frauen durchgeführt wurden und daher nichts über Geschlechtsunterschiede aussagen, mal werden junge und alte Versuchspersonen verglichen und nicht Männer mit Frauen. Brizendine stilisiert sich als eine widerwillige, aber furchtlose Botschafterin der Wahrheit – dabei sind ihre Bücher voller „Tatsachen“, von denen es keine Spur in den zitierten wissenschaftlichen Belegen gibt.

Nirgendwo zeigen sich die fragwürdigen Verlockungen der modernen Neurowissenschaften deutlicher als in den Versuchen, Geschlechtsunterschiede zu verstehen. Wenn eine Erklärung in neurowissenschaftlicher Einkleidung präsentiert wird, scheint sie bereits ein solides Ansehen zu erhalten – und zeitigt ernsthafte gesellschaftliche Nebenwirkungen, etwa wenn sie zum Neurosexismus mutiert.

Cordelia Fine belässt es aber nicht bei dieser Diagnose. Ihr Buch stellt außerdem ausführlich alternative und viel befriedigendere Erklärungsmodelle für Geschlechtsunterschiede vor. Sie erläutert anschaulich, welche subtile Macht Stereotype dabei ausüben können. Das Geschlecht ist wohl das hervorstechendste

te Merkmal, das Rollenerwartungen an Kinder und Erwachsene definiert. Fine stellt zahlreiche sozialpsychologische Studien vor, die zeigen, dass das Bewusstsein solcher Rollenerwartungen Leistungen beeinflusst und dass die Manipulation des sozialen Kontexts stereotypes geschlechtsspezifisches Verhalten verschwinden lassen kann.

Wird vor einem Mathematiktest in einem Fragebogen nach dem Geschlecht gefragt, schneiden Frauen schlechter als Männer ab. Wird nicht danach gefragt, gleichen sich die Leistungen an. Sind sich Versuchspersonen nicht bewusst, dass ihre Empathiefähigkeit untersucht wird, werden keine Unterschiede zwischen Männern und Frauen gefunden. In einem Umfeld, in dem Stereotype ständig gegenwärtig sind, werden sie real – nicht weil sie biologisch fundiert oder fest im Gehirn verdrahtet sind, sondern weil stereotypes Verhalten häufig einen deutlich geringeren sozialen Preis mit sich bringt.

Cordelia Fines unterhaltsam geschriebenes Buch bestätigt die Einsicht, dass das Gehirn ein ungemein plastisches und soziales Organ ist. Es isoliert durch den Scanner zu betrachten kann nur ein unzulängliches und einseitiges Bild von seinem wahren Potential geben.

THOMAS WEBER